

Cecilia und der Zauberstein

Cecilia hatte keine Zeit, auf die Menschen zu achten, die sich an ihr vorbeischieben. Sie musste sich beeilen. Heute war sie spät dran. Gebückt hockte sie auf den Steinen des Bürgersteiges, breitete die alte Decke aus und legte die Maiskolben in einer langen Reihe darauf. Die Kartoffeln türmte sie zu kleinen Pyramiden. Avocados und Bananen stapelte sie ganz hinten auf. Die konnten sich sowieso nur wenige leisten.

Cecilia war eine gute Verkäuferin, obwohl sie erst 13 Jahre alt war. Es machte ihr Spaß, hinter den Gemüse- und Obststapeln zu hocken, die Menschen auf dem Bürgersteig und auf dem Platz zu beobachten und dabei ihre Waren anzupreisen. Als sie noch als Dienstmädchen bei einer Familie gearbeitet hatte, hatte sie ihre Arbeit schweigend verrichten müssen. Hier aber konnte sie laut rufen. Keiner schimpfte darüber. Die Leute lachten sogar. Manche blieben auch stehen und kauften ihr etwas ab. Und Cecilia gab ihnen dazu die passenden Rezepte mit. Die kannte sie von ihrer Mutter. Zum Beispiel, wie man aus Avocados mit etwas Limonensaft, Salz und Aji eine leckere Paste machen konnte. Oder welche Zutaten zu einer guten Kartoffelsuppe gehörten oder welche Soßen man über gekochte Maiskolben geben konnte. Und wenn sie den Leuten den Mund so richtig wässrig gemacht hatte, dann kauften sie meist auch noch die notwendigen Zutaten.

Cecilia kannte sich mit dem Verkaufen aus, und das war wichtig. Ohne ihren Verdienst hätte ihre Mutter nicht gewusst, wovon sie hätten leben sollen. Der Mann, der seit einiger Zeit bei ihnen wohnte, arbeitete nämlich nicht, sondern setzte noch einen guten Teil ihres Verdienstes in Bier und Schnaps um. Am liebsten hätte Cecilia den Kerl vor die Tür gesetzt. Aber wie sollte sie das machen, wenn schon ihre Mutter es nicht wagte? Ihre Mutter war froh, nach Vaters Tod wieder einen Mann im Haus zu haben. Aber er mochte Cecilia nicht, das spürte sie, und oft genug hatte er es ihr auch schon deutlich gesagt: Er lebte ihrer Mutter wegen bei ihnen, mit den Kindern wollte er nichts zu tun haben. Ihre zwei großen Brüder waren seinetwegen schon von zu Hause fortgegangen. Irgendwohin. Cecilia wusste nicht, wo sie steckten. Die Stadt war groß und hatte viele Straßen. Tausende in Lima lebten auf der Straße, ohne feste Bleibe. Und jetzt ihre beiden Brüder auch.

Cecilia ließ ihre Blicke über den Platz wandern. Auf Plätzen lief das Geschäft am besten, das wusste sie. Nur vor der Polizei musste man sich dort in Acht nehmen! Die verjagte einen, wenn man nicht aufpasste und sich und seinen Stand nicht rechtzeitig in Sicherheit brachte. Die Polizisten und die Leute von der Stadtverwaltung waren der Meinung, der Platz sehe unordentlich aus, wenn die Frauen und Mädchen dort ihre Verkaufsstände auf dem Boden oder auf kleinen Hockern oder Kistchen aufbauten. Dabei gaben sie dem Platz erst Leben, fand Cecilia. Es war ein schöner Platz, nicht sehr groß, von alten Häusern umsäumt. Direkt gegenüber der Stelle, an der Cecilia ihren Stand aufbaute, lag das Rathaus des Viertels. Davor stand ein hoher Fahnenmast, an dem bei besonderen Anlässen Soldaten die Landesfahne hochzogen. Von ihrem Stand aus konnte Cecilia beobachten, was vor dem Rathaus geschah. Die Bänke auf dem Platz, deren Farbe abgeblättert war, mussten früher einmal grün gewesen sein. Vor allem mittags waren sie stets besetzt. Dann kamen die

Leute, die im Viertel arbeiteten, und verbrachten hier ihre Mittagspause. Das war die Zeit der Schuhputzjungen. Sie klopfen mit ihren Bürsten gegen die Holzkästen, in denen sie die Schuhcremedosen, Bürsten und Lappen umhertrugen, und machten laut auf sich aufmerksam. Die Zeitungsverkäufer priesen lautstark ihre Blätter an. Diejenigen, die lesen konnten, riefen die fettgedruckten Schlagzeilen der Titelseite, die anderen schriegen einfach den Namen der Zeitung über den Platz. Aber laut waren sie alle, das gehörte zum Geschäft. Dann waren da noch die kleinen Verkäufer und Verkäuferinnen mit ihren Bauchläden, in denen sie Kaugummis, Süßigkeiten, Zigaretten und Streichhölzer anboten. Manchmal traten auch Schauspieler, Jongleure oder Pantomimen auf. Cecilia hätte ihnen gern einmal aus der Nähe zugesehen, aber während der Mittagszeit ging auch ihr Geschäft gut.

Die Münzen und Scheine, die sie einnahm, steckte Cecilia immer sofort in das gewebte Beutelchen, das sie am Gürtel ihres Rockes trug. Sie hatte es einer Frau abgekauft, die ihren Stand auf der anderen Seite des Platzes hatte. Tagelang war sie immer wieder an den Beuteln und Täschen vorbeigegangen und hatte sich alle genau angesehen. Dann waren ihre Blicke an diesem Beutelchen hängen geblieben. Es war aus bunten Fäden gewebt und hatte oben eine Kordel zum Zuziehen. Oft hatte sie überlegt und nachgerechnet, ob sie sich den Beutel leisten könnte. Denn den größten Teil des Geldes, das sie einnahm, musste sie der Händlerin geben, von der sie das Obst und Gemüse bekam. Was sie als ihren Anteil behalten konnte, war wenig genug, und Cecilia brachte das Geld jeden Abend ihrer Mutter. Die wartete schon darauf, vor allem dann, wenn ihr Mann wieder zur Flasche gegriffen hatte. Ohne Cecilians Einnahmen hätte das Geld vorne und hinten nicht gereicht. Cecilia wusste das. Darum steckte sie jeden Inti, den sie einnahm, sorgfältig in ihren Beutel und machte auch für die Jongleure und Pantomimen keine Pause. Die Mittagszeit war vorüber, und langsam leerte sich der Platz wieder. Allmählich wurden die Bänke wieder frei. Die Schuhputzjungen belegten die freigewordenen Plätze und zählten ihre Einnahmen. Auch die Zeitungsverkäufer hatten ihr Geschäft gemacht, verließen den Platz und verteilten sich auf die umliegenden Straßen. Langsam wagten sich die Tauben wieder auf den Boden, um die Krümel und Tortillaresten aufzupicken, die nicht von Kindern aufgehoben worden waren.

"Die Polizei!", hörte Cecilia plötzlich eine aufgeregte Stimme neben sich. Ein Junge, etwas älter als sie selbst, zeigte aufgereggt mit dem Arm in Richtung Rathaus. Erschrocken blickte Cecilia zur anderen Seite des Platzes. Wenn die Polizisten bereits in Sicht waren, musste man sich beeilen und den Stand möglichst schnell abräumen. Aber sie konnte nichts erkennen: keine Polizisten und auch keines ihrer Fahrzeuge. Da spürte sie, wie ihr der Geldbeutel vom Rock gerissen wurde. Blitzschnell drehte sie sich um und sah noch, wie der Junge mit ein paar Avocados und ihrem Beutel fortlief. Entsetzt starrte sie ihm nach. Sie brachte keinen Ton heraus. Ihr Verdienst! Die Händlerin! Mutter! Die Gedanken wirbelten ihr durch den Kopf. Da sah sie, dass dem Jungen eine Karre vor die Füße rollte. Er stürzte, und alles, was er in den Händen hielt, fiel zu Boden. Schnell sprang er wieder auf und machte sich ohne seine Beute davon. Ein anderer Junge kam dazu, hob den Geldbeutel auf und sammelte auch die Avocados auf, die über das Pflaster gerollt waren. Dann packte er

seine Karre und kam zu Cecilia herüber. "Hier", sagte er, hielt ihr die Früchte und den Beutel hin und wandte sich zum Gehen. Nach ein paar Schritten sah er noch einmal zurück. "Ich heiße Carlitos", rief er ihr über die Schulter zu. Cecilia blickte ihm nach, bis er mit der Karre in einer Seitenstraße verschwunden war.

An diesem Tag ging Cecilia früher als sonst zur Händlerin, um ihr das nicht verkaufte Obst zurückzubringen und abzurechnen. Die Händlerin besaß einen kleinen Laden unweit des Platzes. Es hieß, sie habe eine amtliche Verkaufserlaubnis, aber vielleicht steckte sie auch nur den richtigen Polizisten gelegentlich ein paar Scheine zu. Jedenfalls war in ihrem Laden noch nie die Polizei gesehen worden. Sie hatte ein paar Mädchen, die für sie arbeiteten. Cecilia war die Erste, die an diesem Abend zur Abrechnung erschien. Als die Händlerin ihr den Lohn reichte, blickte Cecilia sie ungläubig an. "Mehr nicht?" fragte sie erschrocken. "Glaubst du, ich mache die Preise?" Die Händlerin lachte gereizt. "Du kannst froh sein, dass ich dir heute noch so viel gebe. Morgen gibt's weniger. Die Preise steigen ja über Nacht. Je teurer alles für mich wird, desto weniger kann ich dir auszahlen." Cecilia steckte schweigend das Geld ein. Langsam machte sie sich auf den Heimweg, hinaus in das Viertel aus windschiefen Hütten, in dem sie mit ihrer Mutter, ihrer Schwester Maria und dem kleinen Juan lebte. Und mit Mutters neuem Mann.

Cecilia litt darunter, dass alles anders war, seitdem dieser Mann bei ihnen wohnte. Aber sie blieb, denn sie liebte ihre Mutter. Noch mehr aber hatte sie ihren Vater geliebt. Sie musste oft an ihn denken. Sie hatte sein Gesicht noch genau vor Augen. An jede Einzelheit konnte sie sich erinnern: an die Bartstoppeln, die sie immer gepiekt hatten, wenn er sie an sich drückte; an die kleine Narbe über dem rechten Auge, an die kleinen Fältchen in den Mundwinkeln. Die Erinnerungen an ihren Vater waren das Einzige, was ihr von ihm geblieben war. Und der Zauberstein natürlich. Den trug sie immer bei sich, tief in ihrer Rocktasche vergraben.

Ihr Vater hatte stets auf alle Fragen eine Antwort gewusst, und Cecilia hatte viel zu fragen: wie die Blumen hießen, die vor der Schule wuchsen, in der ihr Vater unterrichtete. Warum die Vögel fliegen konnten und nicht vom Himmel fielen. Wo nachts die Sonne blieb, wenn sie im Westen hinter den Bergen verschwand, und was sie machte, bis sie am nächsten Morgen wieder zu sehen war. Wie die kleinen Lämmchen, bei deren Geburt sie dabei gewesen war, in den Bauch des Mutterschafes gekommen waren. Vater konnte alles erklären. Schließlich war er Lehrer.

Bücher konnten sich die wenigsten Mädchen und Jungen in seiner Schule leisten. Aber vieles, was um sie herum und in der Natur geschah, brauchte man nicht in Büchern nachzulesen. Es lag vor ihnen am Wegrand, zwischen den Gräsern, in den Bergen. Man musste nur aufmerksam hinsehen, und dazu hielt Cecilias Vater seine Schüler an. Manchmal hatte er etwas bei der Schulverwaltung in der Stadt zu erledigen. Oder die Kreide war ausgegangen, und er musste neue holen. Dann ging er nach Ayacucho. Drei Stunden dauerte der Marsch, und immer fand er etwas, was er am anderen Tag mit in die Schule brachte: eine Pflanze oder eine Frucht, eine Feder oder ein Vogelei.

Wenn es wärmer wurde, suchte er nach kleinen Insekten. Und zu allen Dingen wusste er eine Geschichte zu erzählen.

Einmal hatte er einen Stein gefunden. Keinen gewöhnlichen Stein. Er war etwas Besonderes. Wenn man ihn in die Sonne hielt, glitzerte er in allen Farben. Ihr Vater trug ihn stets in der Hosentasche bei sich. Wenn die Schüler etwas von der Tafel abschreiben mussten, holte er ihn manchmal heraus, legte ihn auf das Pult und betrachtete ihn. Sprach er mit Leuten, die er nicht mochte oder mit denen er Streit hatte, wanderte seine linke Hand oft in die Hosentasche, und er spielte mit dem Stein. Als die Soldaten ins Dorf gekommen und in die Schule eingedrungen waren, hatte er das auch getan. Jetzt hielt sie selbst den Stein in der Hand. Er fühlte sich geschmeidig an, rund, wie geschliffen. Je länger sie ihn in der Tasche mit sich trug, desto glatter schien er zu werden. Cecilia spürte, dass eine Kraft von ihm ausging, dass sie sicherer wurde, wenn sie ihn in den Händen fühlte. Ihr Vater hatte wohl dasselbe gespürt. "Er funkelt, als käme er von einem Stern", hatte Cecilia gesagt, als sie ihn das erste Mal sah, damals, als ihr Vater abends aus Ayacucho zurückkam. Er hatte sie geheimnisvoll angeblickt und dann eine Geschichte erzählt.

Wer wissen möchte, welche Geschichte Ihr Vater erzählt und wie es Cecilia ergeht, sollte im Buch Cecilia und der Zauberstein weiter lesen.

Hans-Martin Große-Oetringhaus:
Cecilia und der Zauberstein
(terre des hommes) Osnabrück. 2002